

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Sharon Draper

Out of my mind

Mit Worten kann ich fliegen

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Kapitel 1

Worte.

Ich bin umringt von Tausenden von Worten. Vielleicht Millionen.

Kathedrale. Mayonnaise. Granatapfel.

Mississippi. Neapolitaner. Nilpferd.

Seidig. Furchterregend. Schillernd.

Kitzeln. Niesen. Wünschen. Sich Sorgen machen.

Worte sind schon immer um mich herumgewirbelt wie Schneeflocken – ein jedes zerbrechlich und einzigartig, ein jedes schmilzt unberührt in meinen Händen.

Tief in meinem Inneren häufen sich die Worte in riesigen Verwehungen. Berge von Satzteilen und Sätzen und zusammenhängenden Begriffen. Clevere Redewendungen. Witze. Liebeslieder.

Von ganz klein auf – ich war höchstens ein paar Monate alt – waren Worte für mich wie süße, flüssige Geschenke und ich trank sie wie Limonade. Ich konnte sie fast schmecken. Sie verliehen meinen ungeordneten Gedanken und Gefühlen Substanz. Meine Eltern haben mich immer mit Gesprächen eingehüllt. Sie plauderten und plapperten. Sie verbalisierten und vokalisiert. Mein Vater sang für mich. Meine Mutter flüsterte mir ihre Kraft ins Ohr.

Jedes Wort, das meine Eltern zu mir oder über mich gesagt haben, habe ich aufgesogen und aufbewahrt und erinnere mich daran. Jedes einzelne.

Ich habe keine Ahnung, wie ich den komplizierten Prozess von Worten und Gedanken entwirrt habe, aber es passierte rasch und ganz natürlich. Als ich zwei war, hatten all meine Erinnerungen Worte und all meine Worte hatten Bedeutung.

Aber nur in meinem Kopf.

Ich habe nie ein einziges Wort gesprochen. Ich bin fast elf Jahre alt.

Kapitel 2

Ich kann nicht sprechen. Ich kann nicht laufen. Ich kann nicht alleine essen oder aufs Klo gehen. Pech gehabt.

Meine Arme und Hände sind ziemlich steif, aber ich kann die Knöpfe auf der Fernbedienung für den Fernseher drücken und meinen Rollstuhl mithilfe von Griffen an den Rädern fortbewegen. Ich kann keinen Löffel und keinen Stift festhalten, ohne ihn fallen zu lassen. Und mein Gleichgewichtssinn ist gleich null – der Zappelphilipp hatte mehr Kontrolle über sich als ich.

Wenn die Leute mich anschauen, sehen sie wahrscheinlich ein Mädchen mit kurzem, dunklem, lockigem Haar, das in einem pinken Rollstuhl festgeschnallt ist. Übrigens hat ein pinker Rollstuhl nichts Niedliches an sich. Pink ändert gar nichts.

Sie sehen ein Mädchen mit dunkelbraunen Augen, die voller Neugier sind. Allerdings schielt eines davon etwas.

Ihr Kopf wackelt ein bisschen.

Manchmal sabbert sie.

Sie ist ziemlich klein für ein Mädchen von zehn und drei viertel Jahren.

Ihre Beine sind sehr dünn, wahrscheinlich weil sie nie benutzt wurden.

Ihr Körper hat die Tendenz, sich nach seiner eigenen Agenda zu bewegen. Die Füße kicken manchmal unerwartet um sich und die Arme rudern gelegentlich und stoßen dabei mit allem zusammen, was sich in ihrer Nähe befindet – ein Stapel CDs, eine Suppenschüssel, eine Vase mit Rosen.

Kontrolle ist nicht wirklich viel vorhanden.

Wenn die Leute fertig sind, eine Liste mit meinen Problemen zu erstellen, nehmen sie sich vielleicht die Zeit, um zu bemerken, dass ich ein ziemlich nettes Lächeln habe und tiefe Grübchen – ich finde meine Grübchen cool.

Ich trage winzige goldene Ohringe.

Manchmal fragen die Leute nicht einmal nach meinem Namen, als wäre es nicht wichtig oder so. Es ist wichtig. Ich heiße Melody.

Ich kann mich weit zurückerinnern, an die Zeit als ich noch richtig, richtig klein war. Natürlich ist es schwierig, echte Erinnerungen von den Videoaufnahmen zu trennen, die Dad mit seinem Camcorder von mir gemacht hat. Ich habe mir diese Teile eine Million Mal angeschaut.

Mom, wie sie mich aus dem Krankenhaus heimbringt – mit einem Lächeln im Gesicht, aber von Sorgen umschatteten Augen.

Melody, wie sie in einer winzigen Babybadewanne

steckt. Meine Arme und Beine sehen so dünn aus. Ich plansche nicht und strampele nicht.

Melody, mit Decken abgestützt auf dem Wohnzimmersofa – auf meinem Gesicht liegt ein zufriedener Ausdruck. Als Baby habe ich nie viel geweint; Mom schwört, dass es wahr ist.

Mom, wie sie mich nach einem Bad mit Lotion eincremt – ich kann den Lavendel immer noch riechen – und mich dann in ein weiches Handtuch wickelt, in dessen einer Ecke eine Kapuze eingenäht ist.

Dad hat Videos von mir gemacht, wie ich gefüttert und gewickelt werde und sogar wie ich schlafe. Als ich älter wurde, hat er wahrscheinlich darauf gewartet, dass ich mich umdrehe, mich hinsetze und laufe. Das habe ich nie getan.

Aber ich habe alles in mich aufgesogen. Ich begann, Geräusche und Gerüche und Geschmäcker wiederzuerkennen. Das Bollern und Zischen der Heizung, wenn sie morgens ansprang. Der herbe Geruch nach erhitztem Staub, wenn es langsam warm im Haus wurde. Das Gefühl von Niesen hinten in meiner Kehle.

Und Musik. Lieder schwebten durch mich hindurch und blieben hängen. Wiegenlieder, vermischt mit den weichen Gerüchen der Bettzeit, schlummerten mit mir. Harmonien brachten mich zum Lächeln. Es ist, als hätte schon immer ein farbenfroher Soundtrack die Hintergrundmusik zu meinem Leben gespielt. Wenn

Musik läuft, kann ich Farben fast hören und Bilder riechen.

Mom liebt Klassik. Schwere, dröhnende Beethoven-Symphonien schallen den ganzen Tag aus ihrem CD-Player. Während ich zuhöre, erscheinen mir diese Stücke strahlend blau und riechen nach frischer Farbe.

Dad hat eine Vorliebe für Jazz, und immer wenn er die Gelegenheit dazu hat, zwinkert er mir zu, nimmt Moms Mozart-CD heraus und legt eine CD von Miles Davis oder Woody Herman ein. Jazz klingt für mich braun und sonnengebräunt und riecht nach nasser Erde. Jazzmusik treibt Mom in den Wahnsinn, was wahrscheinlich der Grund dafür ist, dass Dad sie auflegt.

»Von Jazz bekomme ich Juckreiz«, sagt sie mit finsterem Blick, wenn Dads Musik in die Küche hineinplatzt.

Dad geht dann zu ihr, kratzt ihr sanft über die Arme und den Rücken und umschlingt sie in einer Umarmung. Ihr finsterer Blick verschwindet. Aber kaum, dass Dad den Raum verlassen hat, wechselt sie zurück zur Klassik.

Aus irgendeinem Grund habe ich schon immer Countrymusik gemocht – laute, gitarrenklimpernde Herz-Schmerz-Musik. Country ist wie Zitronen – nicht sauer, sondern zuckersüß und spritzig. Zitronenzuckerguss, kühle, frische Limonade! Zitrone, Zitrone, Zitrone! Ich liebe es.

Ich erinnere mich daran, wie ich in unserer Küche saß, als ich richtig klein war, und Mom mich zum Frühstück fütterte und ein Lied im Radio kam, das mich vor Freude aufkreischen ließ.

So I'm singin', Elvira, Elvira
My heart's on fire, Elvira
Giddy up, oom poppa,
oom poppa, mow mow
Giddy up, oom poppa,
oom poppa, mow mow
Heigh-ho Silver, away

Woher kannte ich bereits die Worte und den Rhythmus dieses Liedes? Ich habe keine Ahnung. Es muss irgendwie in mein Gedächtnis gesickert sein – vielleicht aus dem Radio oder dem Fernseher. Wie dem auch sei, ich fiel fast aus dem Stuhl. Ich zog eine Grimasse und zuckte und ruckelte, während ich versuchte, auf das Radio zu zeigen. Ich wollte das Lied noch einmal hören. Aber Mom sah mich nur an, als wäre ich durchgedreht.

Wie hätte sie verstehen sollen, dass mir das Lied *Elvira* von den Oak Ridge Boys gefiel, wenn ich es selbst kaum verstand? Ich konnte ihr nicht erklären, dass ich frisch aufgeschnittene Zitronen roch und zitronenfarbige Musiknoten in meinem Kopf sah, während das Lied lief.

Hätte ich einen Pinsel gehabt ... wow! Was wäre das für ein Gemälde gewesen!

Aber Mom schüttelte nur den Kopf und löffelte weiter Apfelsmus in meinen Mund. Es gibt so viel, was meine Mutter nicht weiß.

Wahrscheinlich ist es gut, nichts vergessen zu können – meinen Kopf mit jedem Augenblick meines Lebens vollzustopfen. Aber es ist auch sehr frustrierend. Nichts davon kann ich mit jemandem teilen, und nichts davon geht je wieder weg.

Ich erinnere mich an dummes Zeug, zum Beispiel wie sich ein Klumpen Haferbrei anfühlt, der oben an meinem Gaumen festklebt, oder an den Geschmack von Zahnpasta, die nicht von meinen Zähnen gespült wurde.

Der Geruch von Kaffee am frühen Morgen ist eine permanente Erinnerung, vermischt mit dem Geruch nach Speck und dem Hintergrundgequatsche der Sprecher in den Morgennachrichten.

Vor allem aber erinnere ich mich an Worte. Schon sehr früh hatte ich kapiert, dass es Millionen von Wörtern auf der Welt gibt. Jeder um mich herum konnte sie mühelos aussprechen.

Die Verkäufer im Fernsehen: *Kaufen sie drei zum Preis von einem! Nur für begrenzte Zeit.*

Der Postbote, der an die Tür kam: *Morgen, Mrs Brooks. Wie geht es dem Baby?*

Der Kirchenchor: *Halleluja, halleluja, Amen.*

Der Kassierer im Supermarkt: *Danke, dass Sie heute bei uns eingekauft haben.*

Jeder benutzt Worte, um sich auszudrücken. Außer mir. Und ich wette, die meisten Menschen begreifen die wahre Macht von Worten gar nicht. Aber ich tue das.

Gedanken brauchen Worte. Worte brauchen eine Stimme.

Ich liebe es, wie die Haare meiner Mutter riechen, wenn sie sie gewaschen hat.

Ich liebe das Gefühl der kratzigen Stoppeln im Gesicht meines Vaters, bevor er sich rasiert.

Aber ich habe es ihnen nie sagen können.